

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 3 (1893)
Heft: 1

Artikel: Das gesprochene Wort
Autor: Schnorf, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das gesprochene Wort.

Von Dr. K. Schnorf.

Motto: „Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unsern Herzen“. (Schiller in seiner Abhandlung „über das gegenwärtige deutsche Theater.“)

Während die hohe Bedeutung der Schriftsprache heutzutage allgemein anerkannt und betont wird, pflegt man dagegen häufig viel zu wenig Gewicht auf die gesprochene Sprache zu legen. Und doch bezeichnet Sprache in erster Linie etwas, das man spricht, nicht etwas, das man schreibt. Mund und Ohr sind die Hauptträger der Sprache, nicht Hand und Auge. Die Buchstaben auf dem Papier sind ja nur das Zeichen, der Klang dagegen, der aus dem Munde ins Ohr und Gemüt eindringt, ist der Körper des Wortes. Wer die Schriftzeichen für das ganze Wort nimmt, der macht selbst die Muttersprache, so viel an ihm liegt, zu einer toten Sprache. „Er versetzt ihr Leben und Wesen aus ihrem natürlichen Bereich des Klanges aufs Papier, in die Drucker-schwärze auf dem Papier. Es geht ihm genau wie dem Schüler in der ersten Geographiestunde, der zwischen dem in bunten und schwarzen Zeichen auf dem Papier ihm vorgelegten Lande und dem Lande draussen, von dem dabei der Lehrer spricht, keinen Unterschied kennt.“ („Vom deutschen Sprachunterricht“ von Rud. Hildebrand.) Mit Recht hat der grösste englische Redner der Gegenwart, William Gladstone, dessen ganzes Leben den sprechendsten Beweis für die Wahrheit seiner Worte liefert, in einer seiner letzten Reden gesagt: So lange die Menschheit durch persönliche Beziehungen mehr beeinflusst wird, als durch abstrakte Argumente, wird das geschriebene Wort niemals dieselbe unmittelbare und sofortige Wirkung ausüben, wie das gesprochene. Nach dem altlateinischen Sprichwort freilich bleibt das geschriebene und fliegt das gesprochene Wort in die Luft, aber während dieses Fluges durchzuckt es doch das Gemüt des Hörers viel direkter, und zwischen Sprecher und Hörer entwickelt sich im Nu eine magnetische Anziehungskraft.

Wohl hat es Zeiten gegeben, da das gesprochene Wort noch eine ganz andere Rolle spielte als heutzutage. Wer kennt nicht die unvergleichliche Bedeutung und Wirkung der Dichter- und Prophetenrede im alten Morgenlande! Davon singt Goethe im ersten Gedicht des westöstlichen Divans:

Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war!

Als der nämliche Dichter in Rom mit der Umarbeitung seiner Iphigenie beschäftigt war, schrieb er am 22. Januar 1787 die bezeichnenden Worte nieder: „Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freilich ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht.“ Am Ende des 10. Buches von Dichtung und Wahrheit heisst es gar: „Schreiben ist ein Missbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede.“ Besonders aber hebt Herder die Macht der Dichtkunst in jenen Zeiten hervor, „wo noch die Seele der Dichter nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete, in jenen Zeiten, wo die Seele des Andern nicht las, sondern (vom Sänger selber) hörte, und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wusste.“ In dem ausgezeichneten Vortrag, den Bernhard Suphan am 21. Mai 1887 bei der zweiten Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar über Goethe und Herder gehalten, findet sich folgende höchst beachtenswerte Stelle: Goethe selbst hat gesagt: „Herder ist eine musikalischere Natur als ich.“ Das Wort leitet uns auf einen Unterschied im innerlichsten Wesen beider Männer. Stellen wir uns Goethe vor, so ist das Nächste, wie er uns mit seinem Auge sonnenhaft anblickt. Für seine Naturforschung, für seine Kunst ist bezeichnend, wie er gern von sich sagt: „Ich lasse das Auge licht sein. Ich sehe mit reinem Auge.“ Herders Auge war verschleiert. Sein Organ ist das Ohr, sein Hauptsinn der innerlichste aller Sinne. Ihm eignet etwas noch von der Feinheit des Gehörs, die er an den Naturvölkern rühmt. Es wird ihm geschrieben: ein Freund, weit fort, in Riga, sei gestorben. Da ist ihm, als höre er die Glocken der fernen Stadt läuten. In seiner Jugendschrift (1766) steht, von den alten Griechen gesagt, das wundersame Wort: ihr Mund spreche Melodie, ihr Ohr sehe Bilder — „höre Bilder“ hat er nachher geschrieben. Nur er konnte dergleichen damals schreiben. Goethe hat ihn in dieser Eigentümlichkeit klar erfasst. Die letzten Worte, mit denen er als Dichter Herders gedenkt, die Strophen im Maskenzuge des Jahres 1818, heben an:

Ein edler Mann, begierig, zu ergründen,
 Wie überall des Menschen Sinn erspriesst,
 Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
 Das tausendquellig durch die Länder fließt.

Goethe blickt in die Welt, Herder horcht in die Welt — gewiss, auch dem alten Goethe noch ist die Gabe verliehen, mit einem solchen Zuge, einem Worte, einen Menschen uns lebendig zu machen. Diese Feinheit des Gehörs, sie bedingt, sie ist Herders musikalische Natur. Sie macht ihn zum Richter und Hüter des Wohlklanges.

Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
 Am heissen Tag die Stirne sanft gekühlt —

so lesen wir in der „Zueignung“, und so ist vom ersten Druck an gelesen worden. Wir verdanken die Musik dieser Verse Herder: denn Goethe hatte geschrieben „am heissen Tag die Stirne leis gekühlt“ — Herder hat, wie uns die Handschrift zeigt, sanft hineinkorrigirt und so „mit einem Federzuge“ — ich wiederhole nur Goethes Worte — „dem Wohlklange nachgeholfen.“

Freilich sind die Dichter und Schriftsteller zu zählen, die auf solche Weise den Wohlklang ihrer Sprache zu erhöhen wissen. Die Kunst des Hörens ist eben den meisten gerade da, wo es sich um die eigene Sprache handelt, in schlimmem Grade abhanden gekommen. Man schreibt die Worte aufs Papier, das Auge überblickt sie, aber das Ohr hört sie nicht mehr. Man sagt sich auch bei zweifelhaften Stellen nicht mehr laut vor, was man schreiben will oder geschrieben hat; und doch kann nur das Ohr über den Wohlklang entscheiden. Immer seltener wird jener Stil, „bei dem einen auch im stillen Augenlesen wie eine Stimme anklingt, bei dem unwillkürlich das Ohr der Phantasie sich plötzlich an der Auffassung beteiligt, bei dem man unmerklich die schwarzen Zeichen und das Papier vor sich vergisst und wohl gar, wenn einmal der Inhalt nachdrücken hilft, auf einmal in halblautes Lesen übergeht.“ Sogar unsere Redner tragen oder lesen ihre Geistesprodukte häufig so vor, als wären sie nur aufs Nachschreiben, nicht aufs Hören berechnet.

Ja, Eure Reden, die so blinkend sind,
 In denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
 Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
 Der herbstlich durch die dürrn Blätter säuselt. (Faust.)

Wahrlich, das tintenklecksende Säkulum, von dem in Schillers Räubern verächtlich die Rede ist, es scheint noch nicht zu Ende zu sein. Und wie lange wird es noch dauern, bis man endlich

zur Einsicht kommt, dass die schwarzen Striche auf dem Papier nicht das Wort selbst ausmachen, sondern sich zum Klange desselben verhalten wie die Schale zum Kern, wie das Bild zum lebendigen Wesen? Dass daher das gesprochene Wort dem geschriebenen gegenüber keineswegs nur als Aschenbrödel behandelt werden darf, sondern vielmehr in erster Linie gepflegt und veredelt zu werden verdient? Wo diese Einsicht sich Bahn bricht, da wird sich sehr bald auch ein wohltätiger Einfluss des gesprochenen Wortes auf das geschriebene geltend machen; denn unwiderleglich ist der Grundsatz, der in einer vorzüglichen Abhandlung über die Kunst des Sprechens und Lesens in den Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht (Jahrgang 1879, Heft V) in die Worte gekleidet wird: „Es ist eben rein unmöglich, einen wahrhaft guten und schönen Stil zu schreiben, ohne sein Ohr an die zarte, feine Sprachmusik gewöhnt zu haben.“

Schon dem Schüler sollte man so früh als möglich eine gute und richtige Aussprache beizubringen suchen; wie vielen Schreibfehlern könnte man auf diese Weise vorbeugen! Oder ist es etwa nicht die mangelhafte Aussprache, welche z. B. zu der häufigen Verwechslung zwischen „ihn“ und „in“, zwischen „das“ und „dass“ verleitet? Ist nicht ebenso die Verwechslung von Nominativ und Akkusativ, dieser Hauptfehler in Sprache und Schrift, wenigstens zum Teil auf jenes konsequente Verschlucken der Endsilbe *en* zurückzuführen („Ich sah ein Mann“ statt „einen Mann“)? Sollte nicht mancher Schüler durch eine deutliche Aussprache und scharfe Aufmerksamkeit bei den Leseübungen dazu veranlasst werden, im Superlativ von Partizipialadjektiven (in blühendster Jugend) das *d* vor dem *st* zu setzen, statt es beständig wegzulassen? Wie viele Korrekturen würde das dem Lehrer ersparen! Und endlich die Satzzeichen? — Würden diese wohl so häufig fehlen oder unrichtige Verwendung finden, wenn dem Schreiber das Verhältnis der einzelnen Sätze und Satzteile zu einander schon durch die natürliche Betonung derselben geläufig wäre? Sehr bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die Forderungen, welche J. Mohr, Lehrer an der Blindenanstalt in Kiel, in seiner Kritik unserer Methode der Rechtschreibung aufstellt. Das Wortbild, führt er aus, sei von der grössten Bedeutung für das Lesen, dagegen widerstreite es den fundamentalsten Gesetzen der Psychologie, wie anderseits der Erfahrung, wenn man das Wortbild auch zur Grundlage der Rechtschreibung mache; diese stütze sich vielmehr in erster Linie auf Gehörswahrnehmungen. Daher verlangt der Verfasser als Grundlage für die Rechtschreibung: „eine musterhafte Aussprache der Schüler, Fertigkeit im Abhören der Schreibung aus der Aussprache,

Einprägung der wichtigsten orthographischen Regeln, sowie derjenigen Wörter, deren Schreibung weder lauttreu, noch durch Regeln bestimmbar ist.“ (Vergl. Literarische Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung vom Juli 1892).

Doch genug davon. Die oben angeführten Fälle, die sich übrigens sehr leicht vermehren liessen, zeigen deutlich genug, dass es auch der Schriftsprache zu gute käme, wenn man auf das gesprochene Wort die ihm gebührende Sorgfalt verwenden würde. Aber auch ganz abgesehen davon sind Aussprache und Betonung für sich allein schon von ungeheurer Bedeutung, weil sie den zuverlässigsten Gradmesser des Verständnisses abgeben.

Zwar werden gegen die Bemühungen, eine bessere deutsche Aussprache zu erzielen, besonders bei uns verschiedene Einwendungen erhoben, mit denen wir uns zunächst auseinanderzusetzen haben. Fürs erste will man von gewisser Seite geltend machen, dass es ja überhaupt gar keine allgemein als mustergültig anerkannte Aussprache des Deutschen gebe, so wenig als man dies etwa vom Italienischen behaupten dürfe. Nun ist allerdings zuzugeben, dass, ganz abgesehen von denjenigen Gegenden, wo, wie z. B. bei uns, ein durchaus eigenartiger Dialekt vorherrscht, selbst da, wo ein gutes Deutsch gesprochen wird, immer noch gewisse Unterschiede und Schattirungen in der Aussprache wahrzunehmen sind, welche sogar diesem Deutsch den Stempel der Mundart aufdrücken. Allein dergleichen geringfügige Schwankungen und Spielarten kommen in jeder Literatursprache vor und sind schon deshalb nicht zu vermeiden, weil schliesslich nicht zwei Menschen genau den gleichen Bau der Sprachwerkzeuge aufzuweisen haben, von deren Beschaffenheit doch in erster Linie die Hervorbringung und Verbindung der Laute und Töne abhängt. Dagegen müssen wir durchaus R. von Raumer beipflichten, wenn er behauptet, dass es eine in ganz Deutschland Geltung fordernde, von sämtlichen deutschen Volksmundarten verschiedene Aussprache der gebildeten deutschen Gesamtsprache gebe. „Es kommt auch nicht darauf an, wie viele oder wie wenige sich einer reinern Aussprache befleissigen, sondern eben die Tatsache, dass man sich einer solchen Aussprache befleissigt, beweist deren Vorhandensein.“ (Vergl. W. Gamper: „Über die Pflege der Lesekunst in Mittelschulen.“ Winterthur, 1880.) Auf die Frage, wo diese gemeingültige Aussprache zu finden sei, hat schon Klopstock als die massgebende Instanz bezeichnet „die Aussprache eines guten Vorlesers, Redners und Schauspielers, wenn der Inhalt des Vorgetragenen ernsthaft sei.“ „In der Tat wird auf den sprachlichen Kunstsinn der feinern Gesellschaft, auf die Autorität der bedeutendsten Schaubühnen

Deutschlands abzustellen sein, wo immer die Regeln der guten Aussprache beanstandet werden.“ Lesekünstler und Rhapsoden wie Tieck, A. W. von Schlegel, Holtei, Immermann, Palleske, Wilhelm Jordan u. a., berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen, namentlich diejenigen, welche aus der ursprünglich von Goethe selbst geleiteten, hochgefeierten Weimari-schen Schule hervorgegangen, wie z. B. das Künstlerpaar Pius Alexander und Amalie Wolff (von denen der erstere als Hamlet, Posa, Max Piccolomini, Weisslingen, Orest und später als Tasso, die letztere als Iphigenie, Stella, Maria Stuart, Fürstin in der „Braut von Messina“, Klärchen im „Egmont“, Adelheid im „Götz von Berlichingen“, Leonore Sanvitale im „Tasso“, Eboli im „Don Carlos“, später als Sappho, Elisabeth in der „Maria Stuart“ etc. sich einen bedeutenden Ruf erworben) — in jüngster Zeit besonders Klara Ziegler (welche als Brunhild in den „Nibelungen“, Isabella in der „Braut von Messina“, Elisabeth im „Essex“, Iphigenie, Jungfrau von Orleans, Gräfin Orsina, Medea, Lady Macbeth u. s. f. die grössten Triumphe feierte) — Auguste Crelinger (welche sich, wie Klara Ziegler, durch eine imponirende Gestalt von edler Haltung, ein klangvolles Organ und eine durch anhaltendes Studium musterhaft durchgebildete Sprache namentlich als Iphigenie, Leonore, Gräfin Terzky, Orsina und Lady Macbeth auszeichnete): diese und andere Künstler und Künstlerinnen ersten Ranges werden zu allen Zeiten als die höchsten Autoritäten auf dem Gebiet des mündlichen Ausdrucks gelten, als die unübertroffenen Zeugen dafür, zu welcher herrlicher Sprache unser so viel geschmähtes Deutsch sich entwickeln lässt, wie weit man es überhaupt durch unablässige Übung in der sprachlichen Ausbildung bringen kann. Und wenn auch nicht allen das Glück zu teil wird, solch unerreichte Vorbilder zu hören oder gar sich an ihnen heranzubilden, so genügen auch Sterne zweiten Ranges dazu, und wird man eben am besten tun, dem Rate Diesterwegs zu folgen, welcher sagt: „Lies und sprich, wie du die besten Künstler und Redner in deiner nächsten Umgebung lesen und sprechen hörst.“ Wenn nur das ernste Bestreben, sich im sprachlichen Ausdruck möglichst weit zu vervollkommen, in immer grössern Kreisen sich geltend macht, so ist damit unendlich viel gewonnen.

Einige weitere Einwendungen gegen die Pflege einer bessern Aussprache verdienen weniger Berücksichtigung. Wenn z. B. behauptet wird, die Lese- und Sprechübungen, die nötig sind, um eine wirklich gute Aussprache und Betonung zu erzielen, nehmen zu viel Zeit in Anspruch, so ist darauf einfach zu erwidern, dass in den untern und mittlern Schulen die Zeit kaum besser ausgefüllt werden kann, als durch eben solche Übungen, falls sie nämlich vernünftig betrieben werden, dass

die Bedeutung des schönen und richtigen Lesens überhaupt nicht zu überschätzen ist. Es gibt nichts Schädlicheres als jenes oberflächliche, mechanische, gedankenlose Hinlesen, bei welchem die Schüler in geistigen Schlummer versinken, Laute und Silben verschlucken, ganze Wörter weglassen oder hinzusetzen und, anstatt geistig gestärkt, vielmehr abgeschwächt werden. Es gibt aber auch nichts Nützlicheres als Übungen, in denen die Schüler zum Lesen mit voller Stimme und stets wachem Bewusstsein angehalten werden, in denen Lehrer und Zöglinge ihre ganze geistige und körperliche Kraft einsetzen und unermüdlich der Vollendung nachstreben. Schon Luther hat gesagt: „Viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht; sondern gut Ding und gut lesen, das macht gelehrt.“ — Auch sind die Schwierigkeiten, die sich einer guten Aussprache entgegenstellen, keineswegs unüberwindlich, wenn man nur bei Zeiten anfängt, dieselben mit Fleiss und Eifer zu bekämpfen. Mit Recht bemerkt Ed. Sievers in seinen Grundzügen der Lautphysiologie, „dass an und für sich die Schwierigkeiten der Hervorbringung von Sprachlauten ausserordentlich gering sind, und dass wirkliche Schwierigkeiten bezüglich der Nachbildung in der Regel nur gegenüber den Lauten fremder Sprachen bestehen. Das menschliche Sprachorgan erlangt durch die von Jugend auf unausgesetzt fortdauernde Übung in der Hervorbringung der Laute der Muttersprache eine unbedingte Gewalt über alle Artikulationsbewegungen, welche diese erfordert. Aber auch nur über diese. Haben einmal die Sprachwerkzeuge durch und für ihren bestimmten Dienst eine einseitige Ausbildung erhalten, so wird alles, was aus dem Rahmen der geläufigen Artikulationsbewegungen heraustritt, als schwierig empfunden.“ — Warum sollte man aber auf die Pflege der Muttersprache nicht mindestens ebenso grosse Sorgfalt verwenden, wie auf die Erlernung fremder Sprachen, wo es keinem Menschen einfällt, die Aussprache als etwas Nebensächliches zu betrachten? Fange man also nur so früh als möglich an, den Schüler an ein schönes, leichtes und fließendes Deutsch zu gewöhnen, und er wird spielend erlernen, was er später nur noch mit grösster Mühe sich anzueignen imstande wäre. Auch wird ihm so jene falsche Scheu vor einer gewissen Gezwungenheit und Affektation fremd bleiben, die viele ältere Leute davon abhält, auch nur einen ernstesten Versuch zur Verbesserung ihrer Aussprache zu wagen, indem sie lieber den Schein ländlicher Unkultur als denjenigen der Überbildung auf sich nehmen wollen. Als ob uns wahrhaft aufrichtige Bemühungen, uns in unserer eigenen Muttersprache wirklich gut auszudrücken, in den Augen irgend eines vernünftigen Menschen lächerlich machen könnten! Verlangen wir ja doch für die Kunst des mündlichen Vortrages keine andere

Schulung, als diejenige, der man sich für den Gesangsvortrag überall willig unterwirft! Oder ist man etwa nicht allgemein der Ansicht, dass die Vernachlässigung der Aussprache sich beim Gesang schwer rächen würde? Beweisen nicht gerade die besten Gesangsvorträge, dass ein ernstes, zielbewusstes Streben, das freilich von jenen bloss äusserlichen Spielereien und Künsteleien wohl zu unterscheiden ist, auch auf dem Gebiete der Aussprache schliesslich mit dem gewünschten Erfolg gekrönt wird? Warum sollten denn die gleichen Theorien und Grundsätze, die sich hier schon längst so trefflich bewährt haben, nicht endlich auch bei der Kunst der Rede voll und ganz zur Geltung kommen? Wahrlich, durch eine gründlichere Pflege der Aussprache würde man nicht bloss einer bessern Leistung im Gesang und in den meisten Schulfächern vorarbeiten, sondern es dürfte dieselbe geradezu auf die ganze Lebensstellung vieler einen höchst wohlthätigen Einfluss auszuüben imstande sein.

Gegenüber der Befürchtung, dass die Bestrebungen, denen wir hier das Wort reden, das allmähliche Zurückweichen unserer Mundarten noch befördern, müssen wir betonen, dass eine möglichst sorgfältige Ausscheidung und Abgrenzung des Dialektes von der allgemeinen deutschen Kultursprache beiden nur zum Vorteil gereichen kann, dass es eben Fälle gibt, wo bloss die reine Anwendung des einen oder der andern am Platze ist, während eine Vermischung und Vermengung beider, wie alles Halbe, meist einen sehr unangenehmen Eindruck macht, dass jede Mundart auf einen verhältnismässig kleinen Kreis beschränkt ist, wo sie allerdings als ein teures Kleinod gehütet zu werden verdient, während das eigentliche Gutdeutsch, das unschätzbare Bindeglied aller Vertreter deutscher Zunge, das uns zudem auch den fruchtbarsten Verkehr mit andern Nationen ermöglicht, die Sprache, in welcher unsere höchsten und edelsten Geistesprodukte niedergelegt sind, von allen wirklich Gebildeten in Wort und Schrift möglichst allseitig beherrscht werden sollte. Ja wir sind es nicht bloss allen deutschen Stämmen, sondern auch andern Völkern schuldig, uns eine Sprache anzueignen, die man allgemein als gut deutsch anerkennt. Ganz abgesehen von dem unermesslichen äussern Vorteil, den dies für uns mit sich bringt, werden wir auch nur so in den Stand gesetzt, die erhabensten Kunstleistungen der deutschen Literatur wirklich zu geniessen, sowie auch unter Umständen nachzubilden. Man hat schon oft und mit Recht hervorgehoben, dass unsere Klassiker nicht bloss für das Auge, sondern auch für das Ohr gedichtet hätten. Ihre Werke, in denen sie die deutsche Sprache zur höchsten Schönheit entwickelt haben, gewähren in der Tat erst dann vollen und ganzen Genuss, bringen erst dann die tiefste Wirkung hervor, wenn sie laut und schön vorgetragen,

durch die Melodie der Stimme beseelt werden. Dazu genügt aber kein bloss äusserliches Talent, kein noch so vollendetes Organ, wie unentbehrlich das letztere in diesem Falle auch sein mag, sondern der Vortragende muss dem Schöpfer in die geheimsten Tiefen seiner Werke zu folgen vermögen und dieselben von innen heraus mit vollstem Verständnis gleichsam neu hervorbringen.

Willst du lesen ein Gedicht —
 Sammle dich, wie zum Gebete,
 Dass vor deine Seele licht
 Das Gebild des Dichters trete,
 Dass durch seine Form hinan
 Du den Blick dir aufwärts bahnest
 Und, wie's Dichteraugen sah'n,
 Selbst der Schönheit Urbild ahnest! (Ad. Stöber.)

Oder wie Faust sagt:

Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen,
 Wenn es nicht aus der Seele dringt
 Und mit urkräftigem Behagen
 Die Herzen aller Hörer zwingt.

Daher werden wir Klopstock begreifen, wenn er behauptet, „es stehe der Geschicklichkeit, ein dichterisches Kunstwerk in gebundener oder ungebundener Rede zu schaffen, die andere, gewöhnlich für sehr leicht geachtete Geschicklichkeit, ein solches Kunstwerk fehlerlos vorzulesen, nur um einen Grad nach“. So aufgefasst, wird die Pflege einer guten Aussprache ein Stück Selbsterziehung, ein tief einwirkendes Mittel zur Veredlung des Menschen überhaupt. Diesterweg sagt: „Wer den Ton, in welchem ein Mensch spricht, für etwas rein Äusserliches halten wollte, würde sehr irren. Er hängt mit der innern Beschaffenheit des Individuums aufs engste zusammen. Rohe Menschen — roher Ton, wie umgekehrt. Die innere Unkultur gibt sich deutlich durch die Unkultur der Sprechorgane zu erkennen. — Ein untrügliches Zeichen der Selbsterziehung ist es, wenn ein Mensch die ihm anerschaffene grobe Leiblichkeit zu wohlklingender, innerlich anmutiger Rede gezwungen hat, — ein Triumph des Geistes über die Materie!“ Und B. Schmitz äussert sich in seiner Encyklopädie des philologischen Studiums der neuern Sprachen folgendermassen: „Selbst diejenigen unter den Gebildeten und Gelehrten, welche es in ihrer Muttersprache und in fremden Sprachen zu keiner musterhaften Aussprache gebracht haben, verdanken der bildenden und erziehenden Macht des zu ihrem Ohre dringenden, wie in ihrem Munde sich formenden Wortes ohne Zweifel einen bedeutenden

Teil ihrer innern Läuterung und ihres Sinnes für Wahres, Gutes und Schönes.“ (Vgl. Gamper „über die Pflege der Lesekunst“. S. 29 f.)

Wenn somit der hohe Wert einer guten Aussprache ausser allem Zweifel steht, so ist es Pflicht eines jeden Menschen, der etwas auf sich selbst hält, darnach zu streben, sich eine solche anzueignen. Dabei glaube niemand, er habe es in dieser Beziehung schon weit genug gebracht und brauche sich nicht mehr zu vervollkommen; gerade die leuchtendsten Vorbilder auf diesem Gebiete, die grössten Redner und Schauspieler, sind am allerwenigsten jemals der Ansicht gewesen, dass sie den Gipfel der Vollkommenheit erklimmen hätten. Ist dies ja doch überhaupt der verhängnisvollste Irrtum, von dem ein Mensch befallen werden kann! Die Deutschen insbesondere haben noch mehr Grund als alle andern Nationen, unablässig an der Verbesserung und Veredlung ihrer Aussprache zu arbeiten; denn es ist eine zwar traurige, aber von berufener Seite schon oft genug hervorgehobene Tatsache, dass von allen Völkern der Erde die Deutschredenden ihre Muttersprache im allgemeinen am schlechtesten sprechen. „Es steht in jedermanns Gewalt, sich das Erlernen der fremden Sprachen um die Hälfte zu erleichtern, indem er vor allem seine Muttersprache genau spricht. Das ist das Hauptgeheimnis, weshalb dem Russen die fremden Sprachen so wohl gelingen.“ (Karl Spitteler). Was soll man dagegen dazu sagen, wenn bei uns sogar solche Leute, welche die Natur mit allen Mitteln ausgestattet hat, die zu einer guten Aussprache nötig sind, sich nicht einmal über den alltäglichen Schlendrian zu erheben trachten? Wie beschämend ist es doch für diese Gleichgültigen, wenn man ihnen jene bewundernswerten Redner und Schauspieler gegenüberstellt, mit denen es die Natur ursprünglich nicht so gut gemeint, indem sie mit allen möglichen Hindernissen und Gebrechen zu kämpfen hatten, bevor sie die sonnigen Höhen ihres Ruhmes erklimmen! Denke man nur an Demosthenes, der sich dadurch vom Stottern befreite, dass er bei seinen täglichen einsamen Sprechübungen Kieselsteine in den Mund nahm; oder an die berühmte Schauspielerin Marie Wassowitsch, die mit einer anstossenden Zunge zu kämpfen hatte und dieses Übel gänzlich überwand, indem sie sich täglich einige Stunden allein im Sprechen übte, wobei sie einen Korkstöpsel zwischen den Zähnen hielt!

Volltönigkeit und Ausdauer des Organs, Deutlichkeit, Reinheit, Modulationsfähigkeit und Geläufigkeit in der Aussprache sind nur das Resultat sorgfältigster Übung. Wem es daran gelegen ist, wirklich schön sprechen zu lernen, der muss seine Aufmerksamkeit zunächst der richtigen Aussprache jedes einzelnen Vokales, jedes einzelnen Konsonanten, jeder

einzelnen Silbe, jedes einzelnen Wortes zuwenden. Dabei beachte man namentlich jene Hauptregel, welche Rafael Hellbach in seiner „Kunst, Schauspieler zu werden“, so nachdrücklich betont, dass man nämlich den Mund weit genug öffne, die Sprachwerkzeuge kräftig und entschieden in Bewegung setze und am Ende alles vermeide, was den Ton quetschen oder drücken könnte. Ganz besondere Sorgfalt erheischt die richtige Aussprache der verschiedenen Vokale. Dagegen wird bei uns am meisten gesündigt. „Es gibt Millionen von Menschen, die nie in ihrem Leben ein reines a zustande gebracht haben.“ Bekanntlich wächst z. B. in der Schweiz in einem Kanton *Gras*, in einem andern *Gräs*, im dritten *Gros* u. s. f. Ein häufiger Fehler ist ferner die Verwechslung des offenen e mit dem geschlossenen; auch wird das e am Ende der Wörter nicht selten als i ausgesprochen: „Um die gleichi Zeit.“ Unausstehlich klingt das hässliche Dehnen des ä-Lautes; ebenso verdient die unrichtige Aussprache des Diphthongen ei als *éi* („*méin*, *Wéin*“) getadelt zu werden. Zuweilen werden auch au und ou (*Boum* statt *Baum*), eu und äu (heute und Häute) mit einander vermengt. (Vergl. „Der deutsche Unterricht in unsern Bezirksschulen“, von W. von Arx, Solothurn 1884.) Zu warnen ist ferner vor jener alten Vätersitte, das ie in lieben etc. zu diphthongieren (woraus dann li-eben wird); sowie vor der leider tief eingewurzelten Nachlässigkeit, mit welcher in den Flexions- und Ableitungssilben der Wörter, im Artikel, in den Vorsilben ver, ent, er, ge u. a. das e gänzlich verschluckt wird. Endlich müssen auch im Zusammenhang der Rede aufeinanderfolgende Vokale genau auseinander gehalten werden; z. B. in „Frau auch“, „drei Eichen“, „also oben“, „da unten“, „ohne in“ u. s. f. — Besondere Schwierigkeiten bereitet den Oberdeutschen das neuhochdeutsche Dehnungsgesetz, nach welchem viele Stammsilben, die im Mittelhochdeutschen kurz waren und in unserer Mundart noch immer kurz sind, gedehnt gesprochen werden müssen; dahin gehören z. B. folgende Wörter: schlagen, geben, bewegen, liegen, spielen, Wagen, Regen, Schiefer, Ofen, Vogel, Flügel u. v. a.

Bei der Aussprache der Konsonanten muss man sich namentlich vor der so häufigen Verwechslung zwischen Media und Tenuis in acht nehmen. Man spreche also „prächtig“, nicht „brächtig“; „Türe“, nicht „Düre“ u. s. f. Die Konsonanten f und s werden meistens, besonders am Anfange der Wörter, viel zu weich gesprochen, während umgekehrt die Gutturallaute k und ch bei uns gemeiniglich allzu rauh klingen. „Das reine Hochdeutsch unterscheidet zweierlei ch. Das eine wird gesprochen nach den hellen Vokalen i, e, ü, sowie nach l, r, n, und wird hinten in der Mundhöhle am obern Gaumen gebildet, an der gleichen

Stelle wie g; es ist der Reibelaut des g und verhält sich zu diesem wie f zu b, s zu d (Beispiel: ich, Hecht, manch, welch). Das andere ertönt nach den dunkeln Vokalen a, o, u und entsteht in der Kehle durch Mitschwingen des Zäpfchens und der hintern Gaumenwand wie unser schweizerisches ch, nur mit etwas schwächerer Expiration (Beispiel: Bach, Buch, Loch).“ (Schweiz. Lehrerzeitung vom 27. Aug. 1887.) In der Mitte oder am Schluss eines Wortes dürfen sp und st ja nicht wie schp und scht tönen; dagegen ist dies für anlautendes sp und st die einzig richtige Aussprache. Wenn dieses letztere st oder sp durch Flexion oder Zusammensetzung in die Mitte eines Wortes zu stehen kommt, so behält es den Laut scht und schp; so z. B. in „gestanden“, „entsprechen“. Beim Aussprechen des letztern Wortes lasse man das t vor sp deutlich hören; man sage also „entsprechen“, nicht „enschprechen“. Das Nämliche gilt besonders auch von einem s vor st oder sp oder sch. „Ausstehen“, „lossprechen“, „losschrauben“ dürfen nicht nachlässigerweise wie „auschtehen“, „loschprechen“, „loschrauben“ klingen, sondern müssen deutlich ausgesprochen werden: „ausschtehen“, „losschprechen“, „losschrauben“. Der eigentümliche, scharfe Laut des n wird häufig verwischt, wenn es vor b, p oder m steht, so dass es dann einfach in den Laut des m übergeht, was zwar für die Zunge bequemer, aber nichtsdestoweniger unzulässig ist. Die gute Aussprache verlangt auch hier ein deutliches n; z. B. unbarmherzig, anpassen, unmöglich; nicht „umbarmherzig“ etc. Nicht weniger ist gegen jene weitverbreitete Nachlässigkeit immer und immer wieder anzukämpfen, welche gewisse Konsonanten, insbesondere d, t und g, am Ende der Wörter fast oder ganz unausgesprochen lässt! Schwierigere Konsonantenverbindungen, wie in den Zusammensetzungen: Bettdecke, Umgangssprache, Gerichtsschreiber, Lachs-zunge, Froschschenkel, Münzstempel, Forstzins, Genusssucht, Filzschuhe, Kindesstatt, Dampfpeife, Herbstpflanze, Mondennacht u. v. a., müssen durch fortgesetzte Übungen überwunden werden. Das Gleiche gilt von den Stellen im Zusammenhang der Rede, wo die Schlusskonsonanten eines Wortes mit den Anfangskonsonanten eines folgenden zusammenstossen, wie z. B. in den Ausdrücken: lieb bleiben, Laib Brot, fremd dünken, er wird traurig, er traf fehl, das Beispiel lehrt, viel Liebe, er fuhr rüstig, den Strom messen, vor Reue, ihn nagt, du schreibst schön, du hattest Streit u. s. f.

Nach Überwindung dieser und ähnlicher Schwierigkeiten müssen wir uns sodann auf die Beseitigung noch grösserer Hindernisse gefasst machen. „Da das Sprechen und Lesen eine Darstellung des Gedankens durch Sprachlaute ist, so offenbart es durch äussere Mittel einen geisti-

gen Gehalt. Die Gesetze, nach welchen die richtig ausgesprochenen Laute und Wörter mit einander verbunden werden müssen, beziehen sich daher einesteils auf ihre logische Verbindung, andernteils auf die Mittel des Wohlklangs, durch welche die beste Wirkung erzielt wird.“ Es handelt sich also jetzt um die richtige und schöne Betonung zusammenhängender Ausdrücke und ganzer Sätze. Dabei ist es selbstverständlich, dass nur derjenige richtig betonen kann, welcher den Sinn des Vorzutragenden oder zu Lesenden vollständig erfasst hat, weshalb wir denn auch in der Regel am besten und natürlichsten betonen, wann wir unsere eigenen Gedanken aussprechen. Alle Regeln und Lehren vom Satz- und Beziehungston, von der Höhe, Dauer und Stärke des Tones lassen sich schliesslich doch immer wieder auf den einfachen Ausspruch Wackernagels zurückführen: „Das Geheimnis des guten Lesens ist Wahrheit; wer wahr liest, liest gut.“ Damit ist freilich noch keineswegs gesagt, dass jeder, der wahr und gut liest, auch allen jenen Anforderungen entspreche, die wir an das eigentliche Schön-Lesen stellen müssen. Diesen Anforderungen wird vielmehr nur derjenige zu genügen imstande sein, der seiner Stimme durch unablässige Übung alle Kraft und Ausdauer, alle Biagsamkeit und Modulationsfähigkeit verliehen, deren sie überhaupt fähig ist. Natürlich sind Stärke und Wohlklang der Stimme bis zu einem gewissen Grade Naturgaben, deren Fehlen nicht durch blosse Schulung ersetzt werden kann. Allein es muss immer und immer wieder gesagt werden, dass auch scheinbar oder wirklich weniger bevorzugte Stimmen durch fortgesetzte Übung ganz überraschende Erfolge erzielen können, während umgekehrt die beste Stimme und das vorzüglichste Gehör ohne künstlerische Pflege nicht nur brach liegen, sondern nach und nach verloren gehen.

Zum Schlusse möchte ich nur noch auf eine der wichtigsten Regeln aufmerksam machen, die überhaupt in Bezug auf den mündlichen Vortrag aufgestellt werden können, auf eine Regel, gegen welche vielleicht am meisten gesündigt wird, nämlich auf das sinngemässe Pausiren und das rechtzeitige Atemholen. „Da der Redefluss,“ sagt Rafael Hellbach, „den Gesetzen der Sprache gemäss nur an gewissen Stellen unterbrochen werden darf, so ist es die Aufgabe des Redners, das Atmen so einzurichten, dass es auf die Stellen der Rede trifft, wo ein Unterbrechen nicht nur gestattet, sondern sogar geboten ist. — Der Redner, besonders aber der Schauspieler, muss schalkhaft, witzig, munter, ironisch, blöde, belehrend, rührend, traurig, würdig, gross, erhaben und pathetisch reden, und alle diese Arten der Rede, wie die darin liegenden Gefühle und

Affekte, fordern verschiedene Pausen, die der Verstand sucht, das Gefühl findet, das Gehör und der reine Geschmack ordnen“.

Noch viele andere treffliche Winke und reiche Belehrung über die richtige Betonung und die Rhythmik der deutschen Sprache, sowie über die Kunst des Sprechens und Lesens überhaupt finden wir in dem bekannten Werke von Roderich Benedix: „Der mündliche Vortrag; ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht“; ferner in Emil Palleskes bereits in dritter Auflage erschienenem Buche: „Die Kunst des Vortrags.“

Andeutungen und Materialien zur historischen Heimatkunde im Schulunterricht und zur Abfassung von Ortsgeschichten, mit besonderer Berücksichtigung des Kantons Zürich. *)

Von Prof. Dr. K. Dändliker.

„Vom Nahen zum Fernen!“ dieses Grundprinzip vernünftiger Pädagogik gelangt nach und nach fast überall auch im Geschichtsunterrichte, in welchem man am längsten und hartnäckigsten sich dagegen gestemmt hatte, zum Durchbruch.

Wenn man bedenkt, wie wenig Fassungskraft dasjenige Alter, in welchem geschichtlicher Unterricht seinen Anfang nimmt, für zeitlich und örtlich absolut ferne liegende Begebenheiten zeigt, wie anregend und erfolgreich belehrend dagegen ein Anknüpfen an Vorhandenes oder ein Vergleichen mit Naheliegenderem, Gegenwärtigem, Bekanntem wirkt, so muss man sich eigentlich nur wundern, wie lange der Sieg dieser Methode auf sich warten lässt. Aber wie selbstverständlich und leicht dieses Verfahren auf dem Gebiete der „exakten“ Wissenschaften auch ist, so schwierig und mühsam zeigt sich dasselbe in den historischen Fächern. Nicht überall findet der Lehrer leicht und ohne Mühe historische Denkmäler, an welche er seine Belehrungen anknüpfen kann, und nicht jeder ist in der glücklichen Lage, eine Ortsgeschichte zu besitzen, aus der er

*) Im speziellen Teil dieser Arbeit folgt eine ausführliche Literaturangabe für das heimatkundliche Material, soweit dies den Kanton Zürich betrifft. Wir hoffen für die übrigen Kantone ähnliche Zusammenstellungen bieten zu können und bitten die Geschichtskundigen, die bereit sind, das Quellenmaterial eines Kantons zusammenzustellen, um gef. Mitteilung. Bei der Bedeutung, welche der Kenntnis der Heimat zukommt, hat eine Zusammenstellung der einschlägigen Literatur für die gesamte Lehrerschaft Interesse.